

**Bundesverwaltungsgericht – ein Ort, der immer noch Geschichte schreibt /  
erschienen bei ScottyScout im März 2016**

Das Bundesverwaltungsgericht ist so groß, dass es von fast jeder erhöhten Position in Leipzig sofort ins Auge fällt, beispielsweise vom Fockeberg oder vom MDR-Turm aus. Im September 2015 bin ich im Bundesverwaltungsgericht in einer öffentlichen Anhörung gewesen. Die Anhörung ging um das Recht, bei einer Abschiebung die Art und Weise der Ausreise zu bestimmen. Also vor allem darum, ob man sich, wenn die Abschiebung schon feststeht, allein in den Zug setzen darf oder von Beamten dorthin gebracht oder sogar im Zug begleitet wird. Im Saal waren zwei Fernsehteams und sonst fast niemand: Die öffentlichen Anhörungen sind sehr speziell und meistens schlecht besucht. Das ist schade, denn hier lässt sich ein wichtigen Pfeiler eines demokratischen Staates erleben.

Das Bundesverwaltungsgericht wird besonders mit dem Reichstagsbrandprozess in Verbindung gebracht. Ende Februar 1933 wurde der Reichstag in Berlin in Brand gesetzt, die Umstände und vor allem die Täterschaft sind bis heute unklar. Der Prozess im damaligen Reichsgericht in Leipzig gilt inzwischen als eine der letzten juristischen Auseinandersetzungen, die während des Regimes der Nationalsozialisten nicht eindeutig zu deren Gunsten ausging. Allerdings erging am Tag nach dem Brand die sogenannte Reichstagsbrandverordnung, die die Grundrechte der immer noch jungen Weimarer Republik praktisch außer Kraft setzte und somit den Weg für politische Verfolgung ebnete.

Im Bundesverwaltungsgericht werden heute regelmäßig Führungen zur Geschichte und Tätigkeit des Gerichts angeboten und viele der Anhörungen und Verhandlungen sind für die Öffentlichkeit frei zugänglich. In beiden oben genannten Urteilen wurde übrigens Geschichte geschrieben: Im Urteil vom Dezember 1933 zum Reichstagsbrandprozess wurde zwar der Hauptangeklagte zum Tod verurteilt, die Nebenangeklagten aber gegen den Willen der Nationalsozialisten frei gesprochen. Der pakistansche Ausgewiesene von 2015 und andere Menschen in seiner Situation haben zukünftig die Möglichkeit, über die Art und Weise ihrer Abschiebung frei zu entscheiden, wenn sie über ausreichend finanzielle Mittel verfügen und selbständig initiativ werden. Die Folgen dieses Entscheids sind noch nicht absehbar.

## ***Rock‘n’ Roll im Wasser/ erschienen in der LVZ Sonntag, 19.10.2014***

Die Mädchen schwimmen in einer Reihe auf dem Rücken, einen Arm zur Seite gestreckt, auf der Nase die typische Klammer. Es sieht leicht aus, sie lächeln. Am Rand steht die Trainerin und ruft Anweisungen ins Wasser: „Bauch hoch“, „langer Hals“, „Rücken gerade“. Die Mädchen keuchen beinahe lautlos, es ist anstrengend, diese extreme Körperspannung zu halten. „Die Disziplin muss stimmen, sonst wird’s nichts“, sagt Franziska Muth, sportliche Leiterin der Abteilung Synchronschwimmen des SC DHfK Leipzig. Der Nachwuchs trifft sich an diesem Samstag schon um halb acht Uhr morgens zum Training im Schwimmbecken der Universität in der Mainzer Straße. Die 30-Jährige gibt klare Anweisungen. Schließlich sei es das Ziel, die Mädchen eines Tages bei den Deutschen Meisterschaften starten zu lassen. Die 12- bis 17-Jährigen sehen nicht so aus, wie man sich typische Schwimmerinnen – breites Kreuz und schmale Beine – vorstellt. Das liege daran, dass „beim Synchronschwimmen jeder Muskel beansprucht wird“, sagt Muth. Das Schöne an dem Sport sei die Vielfältigkeit. „Kraft, Ausdauer, Rhythmusgefühl, Beweglichkeit“, zählt sie auf.

Um das Image des Synchronschwimmens ist es allerdings nicht zum Besten bestellt. Der Wassersport gilt noch immer als verstaubt und wird oft belächelt. Viele verbinden damit das so genannte Wasserballet, auch Reigenschwimmen genannt, das seit dem 19. Jahrhundert existiert. Hierbei werden von den Schwimmerinnen im Wasser Figuren gelegt – ein Stern, ein Fächer. Dies war ursprünglich eine Varietéform, die auch wettkampfmäßig betrieben wurde. Heute wird sie immer noch bei sogenannten Schauveranstaltungen angeboten, etwa als Showact für Einweihungsfeiern. Inzwischen hat sich aber die sportliche Variante durchgesetzt, in der ähnlich wie beim Eiskunstlauf im Wasser zu Musik getanzt wird. Die Nachwuchsschwimmerinnen bewegen sich zu Rock und Pop der 60er-Jahre, zu Liedern wie „Twist again“ oder „Rock around the clock“. Bei Wettkämpfen wird entweder einzeln, im Duett oder in der Gruppe mit bis zu zehn Schwimmern angetreten. In die Bewertung fließt die Schwierigkeit der Darbietung ebenso ein wie Präzision und Synchronizität zur Musik beziehungsweise zwischen den Schwimmern. Derzeit sind international nur Frauen zu Wettkämpfen zugelassen.

Eine der jungen Schwimmerinnen ist Finja Sander. Beim Hockey, das sie vor dem Synchronschwimmen spielte, war sie das einzige Mädchen, erzählt sie. Beim Schwimmen ist es umgekehrt. Einmal nahm ein Junge am Training der Schwimmerinnen teil. Sofort kamen bei der ganzen Truppe rivalisierende Gefühle auf. Ob er etwa besser sei als sie? Es blieb das

einige Mal in den fünf Jahren, in denen Finja nun schon dabei ist. Sie sitzt am Beckenrand, erzählt und lächelt. Später zieht sie den roten Küranzug an, steigt ins Becken zu den anderen und lächelt weiter. Mindestens solange, wie es die jeweilige Übung erfordert. Mit ihren 14 Jahren ist Sander nicht schüchtern, sondern ehrgeizig und fokussiert. Und sie macht sich nichts vor. Ihren Eltern falle es schwer, samstags morgens so früh aufzustehen und sie zur Schwimmhalle zu fahren. Aber sie störe es nicht. Ihr Traum? Gerne würde sie einmal an deutschlandweiten Wettkämpfen teilnehmen, aber das sei nicht einfach, wegen der wenigen Trainingszeiten, der beschränkten Verfügung der Schwimmhalle.

Schade, sagt Finja, geht mit der Stimme nach unten, plötzlich bricht ihre Professionalität auf. Als sie über ihre Begeisterung fürs Schwimmen erzählt, fehlen ihr ein Stück weit die Worte. Die Kombination aus Musik und Wasser sei es, was ihr gefalle, das Gruppengefühl, die Schwerelosigkeit. „Es ist einfach so wunderbar“, sagt sie schließlich und lacht. Dann steckt sie ihre langen blonden Locken hoch, versteckt sie unter der Schwimmhaube, steigt ins Becken und geht an die Arbeit. Nur manchmal, verrät sie später, wieder 14 Jahre alt, kichern die Mädchen im Becken bei einer Performance. Zum Beispiel, wenn jemand, statt den Takt zu zählen, einen Witz macht. Dann hoffen sie, dass ihre Trainerin es nicht bemerkt.

Franziska Muth, hauptberuflich Journalistin, sitzt am Beckenrand und erzählt, wenn sie keine Ermahnungen ins Wasser ruft. Selbst als eine andere Trainerin kurz übernimmt, kann sie kaum stillsitzen. Später sitzt sie vertraut mit den Schülerinnen zusammen und spricht ihnen gut zu. Leipzig hat seit Jahrzehnten eine sehr erfolgreiche Synchronschwimm-Mannschaft. Abteilungsleiterin Ute Hennig gewann vor der Wiedervereinigung mehrere deutsche Meisterschaften. Franziska Muth trat in ihre Fußstapfen. Seit 1993 trainierte sie hart: Sechs Tage die Woche, meistens zweimal täglich, teilweise vor der Schule. „Nebenbei kann man da gar nix machen.“ Die Disziplin zahlte sich aus. Muth war Mitglied der Jugendnationalmannschaft und der Damen-Nationalmannschaft. 2012 holte sie in der technischen und in der freien Kür im Solo zwei deutsche Meistertitel in der Kategorie „Master“ für alle Altersklassen ab 20 Jahren. Bei der EM 2002 in Berlin traf sie Schwimmstars wie Franziska van Almsick oder Alexander Popov. Die Halle war voll, das Publikum jubelte. „Die Atmosphäre war toll“, sagt Muth.

Sie hat ihre Haare zum Zopf geflochten, trägt eine große Brille mit dunklem Rahmen und ein grünes Vereins-T-Shirt. „Ich kann davon nicht weg“, sagt sie. Sie hört auf, ins Becken zu schauen, die Mädchen zu überprüfen und nimmt ihre Brille ab, als sie von früher erzählt. Es geht ihr da ganz ähnlich wie ihrer Schülerin Finja. Sie findet nur schwer die rich-

tigen Worte: „Mein Herz schlägt dafür. Diesem Sport werde ich wohl mein Leben lang treu bleiben.“ Das sagt sie, obwohl sie weiß, dass die Vereinbarkeit von Beruf, Familie und ehrenamtlicher Tätigkeit nicht leicht ist. Dann setzt sie sich wieder an den Beckenrand und ihre Brille auf. Mit einem Esslöffel klopft sie den Takt, zählt die Mädchen an. Bei eins gehen die Beine hoch, alle zugleich. Ihre Schützlinge lächeln, und Franziska Muth auch.

***Raum für Veränderung – die Philippuskirche Leipzig /  
erschienen bei ScottyScout im März 2016***

Als ich im Mai 2014 nach Leipzig in die Karl-Heine-Straße zog, bauten ein paar Studenten unten am Kanal ein Floß für die Sommermonate. Auch oben, über dem Kanal wurde gebaut: Nachdem die über hundertjährige Philippuskirche im Leipziger Westen mehr als zehn Jahre leer stand, belebt sie sich seit 2012 wieder. Der neue Träger, das Berufsbildungswerk Leipzig und sein Projektleiter Wolfgang Menz, möchten vieles angehen und verändern.

Inzwischen sind die Tore wieder geöffnet – für alle und jeden, Christen und Nicht-Christen, obwohl die Kirche sich klar zu ihren diakonischen Idealen bekennt. Die Veranstaltungen sind so bunt wie das Publikum: Es gibt Konzerte, Tagungen und Andachten mit dem Namen »Licht an«. Im Oktober fand ein Teil der Jazztage hier statt, immer dienstags kommen die Nachbarn und bringen Suppe mit. Die Baustelle fungierte auch schon als Ort der Mediation. Insgesamt gilt: Wer mitwirken möchte, kann mitwirken. Lindenau zählt aus meiner Sicht zu einem der aufregendsten Viertel der Stadt, mit der Kunstveranstaltung LINDENOW oder der ökologisch-sozialen Eigeninitiative ANNALINDE. Hier ist vieles im Umbruch und Aufbruch und deshalb passt die Kirche genau in diese Gegend. Überhaupt: Kirche. Die Webseite führt bewusst keine Kirche im Namen und lautet schlicht: »philippus-leipzig«. Die Betreiber bewegen sich damit in den Fußspuren der Gründer, die bereits beim Bau der Kirche einiges anders machten und den Vorplatz zur Straße hin ausrichteten. Damit ist die Kirche nach Norden und nicht wie traditionell nach Osten ausgerichtet.

Ein Jahr nach meinem Umzug ist die Philippus Leipzig – solange es die anstehenden Bauarbeiten zulassen – eine Annahme-Stelle für Spenden an Flüchtlinge geworden. Dafür – und für alle anderen Projekte der Kirche – arbeiten hier regelmäßig sehr viele Ehrenamtliche. In den nächsten zwei Jahren ist geplant, das ehemalige Pfarrhaus zum Integrationsort mit Hotel und Restaurant umzubauen, der von Menschen mit und ohne Behinderung in einem Team betrieben wird. So versucht sich die Philippuskirche als Ort des Spagats: Zwi-

schen notwendiger Professionalisierung und der Orientierung an den eigenen Glaubensgrundsätzen, die sich am besten bei einem Besuch vor Ort erfahren lassen.

***Rezension von Franz Kafkas „Der Prozess“ im Stadttheater Freiburg /***  
***11.06.2007***

Kafka ist krass. Kafka ist beeindruckend, schwierig, genial, psychedelisch, krank. Kafka ist Kafka. Das muss man akzeptieren. Und tut man das, ist „Der Prozess“ einfach unglaublich gut. Aufwändig inszeniert mit einer wahren Sinnflut (wörtlich genommen) und einem Chor ist das Stück teilweise tragisch, oft imposant, meistens skurril, ohne je das Schicksalhafte, Sumpfartige und unpersönlich Teilnahmslose zu verlieren, das Kafka auszeichnet. Absolut sehenswert./